

Verfasser die phänomenologische Schau und Erfassung der Dichtung als lebendige Einheit in der Vielheit der flutenden Erscheinungen vorzuschweben. Auch die alte romantische Lehre vom Mittelpunkt, nämlich die Betrachtung des Individuums vom Kern der Erscheinung aus, finden wir bei Gysarz (wie übrigens auch im soeben besprochenen Werk Stefanskys) wieder. Aber die geistesgeschichtliche Erfassung gilt nicht so sehr dem Individuum als solchem, sondern dem Verwachsensein des einzelnen mit der Gemeinschaft, der Eingliederung des Individuums in ein kollektives Gänge.

Eine in alle Einzelheiten gehende Auseinandersetzung mit diesem neuen Werk von Gysarz würde die Abfassung eines ebenso umfangreichen Buches bedingen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß solche Schriften die ersehnte Klärung der in Frage kommenden ungelösten Probleme doch wohl nicht herbeiführen, sondern eher erschweren, daß sie die bereits vorhandene Verwirrung der Begriffe auf unserem Gebiete keineswegs beheben, sondern fördern, daß sie trotz aller Ansprüche auf streng wissenschaftlichen, methodischen und systematischen Charakter stark den Eindruck von sehr subjektiven, mangelhaft begründeten, durchaus nicht allgemein gültigen Konstruktionen machen, zumal, wie dies bei Gysarz der Fall, Personen- und Sachregister ebenso wie genaue Inhaltsangaben und bibliographische Verzeichnisse fehlen. Anerkennung verdient dagegen der Eifer, womit der Verfasser an die Lösung verwickelter Fragen herantritt und das ungewöhnliche positive, allerdings unzusammenhängende Wissen, das sich in allen Abschnitten seines mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Werkes offenbart.

Im übrigen sei hier noch auf die ziemlich eingehende Besprechung des Buches, die unter dem Titel: „Die geisteswissenschaftliche Richtung in der Literaturgeschichte“ im Juniheft 1926 des literarischen Handweisers (Sp. 641 bis 650) erschien, verwiesen. Ihr Verfasser, der Wiener Bibliothekar Dr. Oskar Katann, als Gelehrter selbst der geistesgeschichtlichen Methode nahestehend, hat sich offensichtlich die äußerste Mühe gegeben, Gysarz' Gedankengänge zu verstehen und alles Wertvolle und praktische Verwendbare, das sich im vorliegenden Buche findet, zu betonen und genügend zu würdigen. Um so gewichtiger fällt sein Schlußurteil gegen die Darstellungsweise des Verfassers in die Waagschale: „Zusammenfassend muß ich sagen: Gysarz huldigt einem Darlegungsstil, der sich bestrebt, das Einfache kompliziert auszudrücken. Aber daran leidet

die ganze geisteswissenschaftliche Richtung. Jeder kommt von einem andern philosophischen System her, und jeder spricht eine andere, höchst eigenwillige Sprache. Ich betrachte es als eine große Gefahr für die geisteswissenschaftliche Richtung und die Literaturgeschichte überhaupt, daß sie (trotz Gysarz S. 6: „Wir haben eine eigene Sprache“) keine gemeinsame Terminologie hat, sondern die Terminologien kunterbunt allüberallher bezieht und die Literaturwissenschaft damit in den Strudel der philosophischen Sprachverwirrung hineinzieht und schließlich bei einem Zustande enden wird, der dem Neuplatonismus des 15. oder 16. Jahrhunderts ähneln dürfte. Gysarz macht der positivistischen Literaturgeschichte den Vorwurf, einen Methoden салат gegeben, Anleihen bei den verschiedensten Wissenszweigen gemacht zu haben, und diese Kritik hat nicht unrecht; aber es dünkt mir ein ganz ähnlicher Salat zubereitet zu werden, wenn die Termini unserer verschiedenen Philosophen in die Literaturwissenschaft übertragen werden. — Cosmopathisch die Forderungen Gysarz' ansprechen, so fürchte ich doch, daß die philosophische Zerrissenheit sich auch in der Literaturwissenschaft einbürgern wird. Daher ist es eine Notwendigkeit, neben den geisteswissenschaftlichen Richtungen eine von jeder Philosophie abstehende Tatsachenforschung zu treiben, welche inmitten der philosophischen Gegensätze das Bleibende darstellen wird.“

Dieses Urteil mag für Gysarz, der gewiß weder Zeit noch Mühe bei der Abfassung seines Buches scheute, hart klingen, aber es ist leider zutreffend. Hoffen wir, daß der noch junge, talentvolle Verfasser die Aussetzungen vonseiten einer keineswegs übelwollenden Kritik sich zunutze machen und uns demnächst mit einer nicht minder gründlichen, aber praktisch brauchbaren Schrift über das so viel umstrittene Thema: Literaturgeschichte — Geisteswissenschaft erfreuen wird.

Alois Stockmann S. J.

Deutsche Literatur

Heinrich Federer, Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Eine Erzählung. 8° (322 S.) Berlin 1925, G. Grote. M 4.50, geb. 6.50

Der heilige Habenichts. Zwei, drei Wörtlein von Heinrich Federer. Kl. 8° (30 S.) München 1826, „Ars sacra“ (Josef Müller). Kart. M —.80

Im Oktoberheft der „Schönen Literatur“, das die huldigende Aufschrift „Heinrich Fe-

derer“ trägt, bezeichnet Adolf v. Grolmann es als ein sinnvolles Zusammentreffen, daß der Tag der 700-Jahrfeier des hl. Franz mit dem 60. Geburtstag des Schweizer Dichters fast zusammenfiel. Wenn auch die Ansichten, die Grolmann äußerte über die Kirchlichkeit des hl. Franz, den Franziskusgeist der franziskanischen Orden und das „jetzt in Übung befindliche Christentum“ überhaupt, zum Widerspruch herausfordern, so hat er doch richtig hervorgehoben, daß in Federer etwas von der Heiterkeit und Klarheit des Urfranziskanertums, etwas von dessen selbstverständlicher Gottesliebe, Menschenfreundlichkeit und Einfachheit leuchtet und anzieht. Drum beginnt auch Federers kleiner, aber nach Inhalt und Form und Buchausstattung köstlicher Beitrag zum Franziskus-Jubiläum mit einem Lobpreis auf die liebe Einfalt des Poverello, mit dem Seufzer, „wie es mir in der Gefünsteltheit unserer Kultur, die wir wie Luft einatmen, ohne ihre Verdorbenheit zu merken, ach, wie es mir gelingen möge, von diesem nach Jesus Christus wohl allereinfachsten Menschen zu reden“. Mit verstehender Nachsicht, aber ungebrochener Bestimmtheit lehnt Federer die Ummodelung des Santo nach modernen Bedürfnissen ab, die ihn zum Patron der Neurastheniker, zum wilden Vorläufer der Reformer, zum Vaten der Sozialisten machte. Dagegen stellt er die Fröhlichkeit, die Franz „wie ein nie verblühtes Morgenrot“ umgibt, die kindliche Hingabe an die katholische Kirche, seine heilige Verliebtheit in die Armut Christi. Gerade für den „liebenden Drang, arm, o arm sein zu dürfen“, findet Federer Worte zärtlicher Bewunderung, aber auch herber Mahnung: „Hier muß die Franziskusbegeisterung einsegnen. Arm im Geiste zu werden, ist Franzens erste Bedingung, um ihm gleich ein in Gott Seliger zu werden.“

Durch alle Dichtungen Federers geht die Sehnsucht, sich und den Leser aus dem Bann einer mammonistischen Zivilisation zu lösen und zu einem bedürfnislosen fröhlichen Leben mit der Natur und mit Gott zu führen. Zuerst steht mehr die Natur, zumal die Schweizer Berglandschaft im Vordergrund, so in dem ersten eigentlichen Federer-Buch „Berge und Menschen“ (1911, heute 107. Tausend) und in „Pilatus“ (1912; 48. Tausend). Später wird das Religiöse zur innersten Kraft und heimlichsten Blut des Geschehens; so, um nur die bedeutendsten und verbreitetsten Werke zu

nennen, in „Jungfer Therese“ (1913; 32. Tausend), „Sisto e Sesto“ (1913; 100. Tausend), „Das letzte Stündlein des Papstes“ (1914; 100. Tausend), „Mätteliseppi“ (1916; 47. Tausend), „Umbrische Geschichten“ (1917; 50. Tausend), „Spigbube über Spigbube“ (1921; 50. Tausend), „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“ (1924; 20. Tausend), „Papst und Kaiser im Dorf“ (1925; 32. Tausend).

Ja, und wie ist es mit der jüngsten großen Erzählung „Regina Lob“? Sie ist gar nicht die jüngste. Wie das zaghafte Vorwort verrät, lagen die Blätter schon viele Jahre geschrieben, hat Federer das Buch als schwärmerischer Jüngling aufgefangen. Das möchte erklären, daß in dieser Erzählung das Religiöse nicht so stark zum Durchbruch kommt, wenigstens nicht spezifisch katholische Färbung zeigt; vielleicht ist dies aber auch in der Person des befreundeten Arztes begründet, dessen Lebenserzählung Federer nachdichtet — was nach dem Eingangswort keine bloße Einkleidung und Distanzierung zu sein scheint. Die ästhetische Gestaltung dagegen ließe nicht auf den schwärmerischen Jüngling schließen. Herman Hefele, der kritische Freund künstlerischer Form, nennt „Regina Lob“ die beste Erzählung Federers, eine echte und reife Dichtung voll Gegenstand, Natur und Kraft, die dem Verwöhntesten soviel gibt wie der Masse der stoffhungrig Lesenden.

Das erzählende Ich, der Dichter-Arzt Walter ist ein stiller, schwerblütiger Mensch, von Kind auf schwach und kränklich. Liebebedürftig drängt seine Natur nach Gegensatz und Ergänzung. Wie er diesen Liebeszug misleitet und seine Erfüllung in der Freundschaft mit dem baumlangen, kerngesunden, übermütig schönen und lebensfrohen, aber seichten Theodor sucht und erst spät zum eigentlichen Ziel hinfindet, zu der dunkelprächtigen Regine mit dem heißen tiefen Herzen, ist Thema des Romans. Alle, die Federers Art lieben, seine eigenwillige Anschaulichkeit, schelmische Güte und Schweizer Sprachfrische, seine mit zärtlicher Liebe geschilderten Knaben- und Mädchengestalten, müssen von dem Buch entzückt sein. Vielen hat Börris v. Münchhausen aus der Seele gesprochen, wenn er schreibt, Federer stehe heute an der Spitze der eidgenössischen Erzähler und Deutschland habe keinen, der über ihm stehe an Künstlerkraft.

Sigmund Stang S. J.